



Gaby Mrosek

Das Labyrinth
aus Sternenstaub und Träumen



© 2024 Gaby Mrosek

Umschlag, Coverbild: Gaby Mrosek, Michael Mrosek

Druck und Distribution im Auftrag Gaby Mrosek
tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

ISBN

Paperback 978-3-384-03321-5

Hardcover 978-3-384-03322-2

e-Book 978-3-384-03323-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist Gaby Mrosek verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:

tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Dieses Buch ist Michael Mrosek gewidmet:

meinem besten Freund

Seelengefährten

Ehemann

Reisebegleiter durch das Labyrinth aus Sternenstaub und Träumen

Ich sehe dich...

Die Botschaft

Aus Sternenstaub und Träumen besteht dein Labyrinth.
Du selbst hast es erschaffen, mit Augen trüb und blind.

Du selbst musst es entzaubern, in all dem Fieberwahn.
Erkenne nun dein Grauen und fange damit an.

Suche nicht in Träumen, verlier dich darin nicht.
Erhebe dich stattdessen über das Gefecht.

Es gibt den Plan der Rückkehr, sei dir gewiss, sei wach.
Und glaube nicht der Schlange, die flüstert du seist schwach.

Ein Plan, der dem gegeben, der aus der Schuld entrinnt.
Ein Plan für den Geliebten, für Retter, Heiler, Kind.

1. Die Zusammenkunft

Dunkle Gewitterwolken jagten vom Wind getrieben über den Himmel.

Die Landschaft darunter reflektierte die letzten gespeicherten Sonnenstrahlen. Noch vor einigen Minuten repräsentierten sie einen wunderschönen Septembertag. Es war nicht vorherzusehen, dass das Wetter so rasant umschlagen würde und überhaupt zu können vermochte. Ganz plötzlich zogen sie auf, die grauen Wattebälle. Wie kleine unansehnliche Staubflocken auf einem reinen, hellblauen Untergrund. In Sekundenschnelle suchten sie ihresgleichen und verbanden sich zu grollenden Himmelsgebilden, die sogleich durch lautes Donnern akustisch unterstützt wurden.

Die Allee mit den unzähligen Sommerlinden, die vollreifen Maisfelder im Hintergrund, sowie die Landstraße in der Mitte wirkten in einem letzten aufflammenden Schimmer des Sonnenlichts völlig surreal. Ein Zwinkern nur und die ganze Szene hatte ihre Lieblichkeit verloren.

Während nun ein brausender Sturm aufzog, der mit Bäumen und Feldern spielte und die ersten Regentropfen schwer zu Boden gingen, konnte man einen vibrierenden Punkt in der Ferne ausmachen. Dieser Punkt kam schnell näher. Es handelte sich um eine sprintende Frau.

Diese junge Frau hieß Teresia und war völlig unvorbereitet in das Unwetter geraten. Mitten auf der Landstraße zwischen zwei weit entfernten Dörfern sah sie keine Chance, einen Unterschlupf zu finden. Normalerweise liebte Teresia das Wetter mit all seinen Spielarten. Sie war von je her ein naturverbundenes Kind gewesen, das sich im Regen genauso sehr freuen konnte wie bei Sonnenschein. Doch dieses Wetter hatte es in sich und instinktiv war ihr klar, dass sie hier mehr als nur nass werden konnte. Jetzt zuckten grelle Blitze über den Himmel. Der Sturm hatte sich in einen heftigen Orkan verwandelt und er spielte nicht mehr mit ihren langen schwarzen

Haaren, sondern riss brutal daran, so dass es wehtat. Eine Böe blies hart in ihr Gesicht. Ihr blieb sämtliche Luft weg. Als ein Lindenast direkt vor ihren Füßen aufschlug, schrie sie hell auf. Eine unbändige Angst ergriff sie. Zum einen war diese sich schnell ändernde Situation so unfassbar, dass sie nicht an ihre Realität glauben konnte, zum anderen arbeitete ihr logischer Verstand im Turbogang und wischte ihre Ungläubigkeit an der ganzen Szenerie beiseite. Mit geschärften Augen checkte sie blitzschnell ihre unmittelbare Umgebung ab. Die einzige Möglichkeit, irgendwo in den nächsten Minuten eine sichere Unterkunft zu finden, lag in dem schmalen Weg links neben ihr. Dieser Trampelpfad führte mitten durch eins der hohen Maisfelder hindurch. Er war ihre einzige Chance. Irgendwo dahinter musste ein Unterstand sein, ein Stall oder vielleicht sogar das Haus des Landwirtes. Noch einmal schaute sie hinweg über die Landstraße, auf der bereits zahlreiche Äste zu Boden gegangen waren. Ein wenig fühlte sie sich wie das kleine Mädchen, das sie einst war. Dieses Kind hatte es geliebt, Lose auf dem Rummel zu öffnen. Meistens waren es nur Nieten oder Trostpreise, die es gewann. Der Weg durch den Mais war wie eines der Lose. Würde er eine Niete sein? Und was wäre dann? Teresia fühlte einen Sog. Vielleicht war es der Orkan, vielleicht ein inneres Ziehen. Sie konnte es nicht deutlich erkennen. Doch dieser Sog war es, der sie alle Zweifel beiseite wischen ließ. Ohne einen weiteren Gedanken begann sie erneut zu rennen. Sie sprintete mitten in das Feld hinein. Der Weg war so schmal, dass die Blätter der Pflanzen über ihre Arme, Beine und so manches Mal über ihr Gesicht fegten. Minutenlang hastete sie völlig durchnässt einfach geradeaus. Vor dem Sturm war sie hier etwas geschützter. Blitze zuckten in immer kürzeren Abständen über den beinahe schwarzen Himmel. Ganz plötzlich trat sie aus dem Feld hinaus und sah vor sich ein kleines schiefes Fachwerkhäus. Erleichtert und ohne eine Sekunde über den Inhaber nachzudenken, stürmte sie auf die uralte Holztür zu. Sie fand keine Klingel, dafür einen altmodischen

Türklopfer. Verwundert betrachtete sie die runde Messingscheibe, die ein wunderschönes reliefartiges Labyrinth zeigte. Auf dem breiten Klopfring, der majestätisch darüber hing, war eingraviert: „Aus Sternenstaub und Träumen besteht dein Labyrinth.“

Ein Schauer lief über Teresias Rücken. Sie hatte das starke Bedürfnis, die Augen kurz zu schließen und tief durchzuatmen. Ihr fiel die Hypnosesitzung ein, die sie vor einem Jahr bei einem Psychologen gemacht hatte. Sie hörte die angenehm dunkle Stimme des Therapeuten so deutlich, als würde er genau jetzt neben ihr stehen: „Ich zähle nun von zehn an rückwärts. Wenn ich bei null angekommen bin, öffnen Sie Ihre Augen und sind wieder ganz hier. 10...9...8... das Atmen nicht vergessen...7...6... durch die Nase ein... 5...4... durch den Mund wieder aus...3...2...1 und 0.“

Sie öffnete die Augen in der kurzen Hoffnung, sie würde zu Hause in ihrem Bett liegen und hätte das alles nur geträumt. Stattdessen drückte sie eine schwere Orkanböe gegen die Tür. Es war so, als würde sie einen heftigen Schubs bekommen und der Wind würde ihr zuflüstern: „Geh endlich hinein...“

Beherzt ergriff sie den Messingring und klopfte mehrmals hastig. Die labyrinthförmige Metallscheibe klang dabei mystisch und heller, als sie erwartet hatte.

Es dauerte ein Weilchen, bis Teresia schlurfende Geräusche hinter der Tür wahrnahm. Ungeduldig trat sie mit ihren nassen Chucks von einem Fuß auf den anderen.

Ein Schlüssel wurde von innen im Schloss gedreht und gleich darauf öffnete sich die Tür einen Spalt breit.

Eine wohlige Wärme schlug ihr entgegen und ein orangefarbenes Licht ließ eine gemütliche Stube vermuten. Die Person war in der Lücke nur schemenhaft zu erkennen. Es schien sich um eine alte winzige Frau zu handeln, die mit einem dunkelbraunen Auge hinauslugte.

Teresia wollte etwas sagen. Doch noch bevor ein einziges Wort

aus ihrem geöffneten Mund kam, wurde die Tür groß aufgesperrt und eine runzelige Hand zog sie am Ärmel hinein.

„Kommen Sie, Kindchen“, hörte sie die erstaunlich feste und klare Stimme sagen, die nicht zum Erscheinungsbild passen wollte. Jetzt konnte Teresia die alte Dame komplett anschauen. Sie blickte fasziniert auf eine Indianerin. Ja, so sah sie aus: Wie eine kleine Indianerin, noch kleiner als Teresia, die mit ihren knappen 1,60 m nicht gerade eine Riesin war. Ihre taillenlangen schneeweißen Haare waren hier und da von Silbersträhnen durchzogen, deren Schattierungen von hell- bis dunkelgrau gingen. Sie waren zu zwei akkuraten Zöpfen geflochten. Ihr dunkelrotes Kleid war mit wunderschönen Folkloremustern bestickt. Eigentlich hätte Teresia den Eindruck einer verkleideten Greisin bekommen müssen, aber nichts dergleichen war der Fall.

Statt sich zu wundern, kam ihr die Begegnung ganz normal und richtig vor.

„Kommen Sie“, wiederholte die Frau und sprach weiter: „Sie sind ja völlig durchnässt! Mit diesem Unwetter hat wohl niemand gerechnet. Ich habe trockene Kleidung für Sie und ein Handtuch. Dort drüben ist das Bad. Wenn Sie fertig sind, treffen wir uns im Salon.“

„*Wir treffen uns im Salon*“, wiederholte Teresia in ihren Gedanken und musste über die Wortwahl innerlich lachen. Gleichzeitig war sie fasziniert von der Stärke dieser uralten Lady mit der glasklaren Stimme.

„Ich danke Ihnen sehr“, sprach Teresia, während die Frau in einer reich verzierten Bauernkommode neben der Haustür wühlte.

„Ich bin tatsächlich völlig vom Wetter überrascht worden und kenne mich in der Umgebung auch nicht wirklich aus. Da ist ja weit und breit kein Haus zu sehen.“

„Hm“, stutzte die Frau erstaunt, „Sie finden mich im Salon, Kindchen.“ Sie drückte Teresia resolut ein Bündel Stoff in die Arme und zeigte mit faltigem Finger auf das Ende des Flures, wo sich

anscheinend das Badezimmer befand. Dann schlurfte sie davon.

Teresia zog zunächst ihre völlig durchweichenden Stoffturnschuhe aus und stellte sie an die Tür. Im Bad entledigte sie sich ihrer Kleidung und rubbelte sich gründlich trocken. Sie überlegte, ob es in dem altmodischen, dunkelgrün gefliesten Raum so etwas wie einen Fön oder einen Wäschetrockner gab. Aber sie fand nichts dergleichen. So hängte sie alles auf einen kleinen Wäscheständer über der Badewanne. Mit umwickeltem Handtuch begutachtete sie die ihr zur Verfügung gestellte Kleidung. Da gab es eine weite lilafarbene Jogginghose, ein passendes Sweatshirt und dicke selbstgestrickte Socken in allen Farben dieser Welt. Als Unterwäsche dienten ein schwarzes Sport-T-Shirt sowie eine weiße gerippte Herrenunterhose. Teresia schluckte und wusste für einen Moment nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Noch vor einigen Minuten hatte sie die Wanderung zu einem Lost Place unternommen. Ihr Zeitplan war straff gewesen, aber sie war guter Dinge. Jetzt stand sie plötzlich nur mit einem fremden Handtuch umwickelt in einem renovierungsbedürftigen Bad und starrte auf viel zu große Klamotten, die sie anziehen sollte.

Sie schloss kurz die Augen und zählte: „10...9...8...“

„Quatsch“, sagte sie laut und hörte sogleich wieder auf. Stattdessen begann sie, die weite Unterhose, das ausgeleierte T-Shirt und den Rest über ihren zierlichen Körper zu streifen. Sie schaute an sich hinab und murmelte: „Wie eine Vogelscheuche! Wahrscheinlich sind das die Wechselklamotten für die, die sicher irgendwo im Maisfeld steht...“ Sie grinste unwillkürlich, auch wenn sie in diesem Moment nicht wusste, wie ihr geschah. Zwischen all den mulmigen Gefühlen fand sie Dankbarkeit. Dankbarkeit, dass sie einen warmen und trockenen Unterschlupf gefunden hatte und die Dame des Hauses gastfreundschaftlich zu sein schien. So knotete Teresia die Kordeln der Jogginghose fest zusammen und krepelte die Hosenbeine zweimal um. Im Oversized-Look verließ sie das Bad, ging den

kurzen Flur hinunter und bog in den Salon ein.

Für den Bruchteil einer Sekunde verschlug es ihr den Atem. Sie blieb im Türbogen stehen und schaute sich fasziniert um.

Der Salon, der, wie Teresia vermutete, einfach nur ein Wohnzimmer sein würde, entpuppte sich seines Namens als würdig. Das geräumige Zimmer hatte dunkelgrüne Stofftapeten und an einer langen Wand gab es ein Bücherregal, das an ihre Lieblingsabteilung der Universität erinnerte. Meterlang und raumhoch umfasste es hunderte, eher noch tausende von Büchern. Die dunklen Holzdielen des Bodens waren teilweise mit gemusterten orientalischen Teppichen abgedeckt. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke, war aber nicht eingeschaltet. Stattdessen brannten mehrere Salzkristalllampen auf kleinen Tischchen und Hockern. Es gab Lichterketten mit winzigen Lampenschirmchen, die warmes Licht verbreiteten. In der Mitte des Salons stand eine Ledercouch im englischen Stil und gegenüber befand sich ein dunkelgrüner Ohrensessel aus Samt. Genau dort saß die alte Dame und hatte ihre Beine auf einen passenden Samthocker gelegt. Ihre wackelnden Füße waren in ebensolch bunte Stricksocken gehüllt, wie Teresia sie jetzt trug.

Die Dame lächelte sie offen an. In ihren Händen hielt sie festumschlungen eine große Tasse.

„Kommen Sie, Kindchen. Setzen Sie sich zu mir und bedienen Sie sich am Tee. Dann können wir reden.“

Teresia bedankte sich und huschte zur Couch, die mit einer bunten Decke belegt war. Sie setzte sich und schenkte den heißen Tee aus der Porzellankanne, die auf einem Stövchen stand, in die bereitgestellte Tasse vor sich.

Für einen Moment war es ganz still. Die Dame schaute sie forschend an und wirkte dabei entspannt. Teresia hingegen fühlte sich mit der Situation etwas unwohl. Sie brach das Schweigen und stellte sich vor: „Mein Name ist Teresia. Teresia Solveig. Tut mir leid, dass ich mich nicht sofort vorgestellt habe. Ich bin noch ganz

durcheinander von dem so plötzlich einsetzenden Unwetter..."

„Ist schon gut, mein Herz“, schmunzelte die Frau. Um ihren Mund bildeten sich zahlreiche Fältchen, die an das Wattenmeer der Nordsee erinnerten.

„Meine großen Zehen haben mir angekündigt, dass ein Gast kommt.“

Sie sagte das mit einer so großen Ernsthaftigkeit in ihrer Stimme, dass Teresia auflachen musste. Das Bild dieser zierlichen Indianerin mit den hochgelegten zappelnden Füßen, die so drollige Socken trugen, war herzallerliebst.

„Sie lachen darüber, aber glauben Sie mir, jeder Besuch kündigt sich bei mir an und zwar mit zuckenden Zehen“, sie machte eine kurze Pause und musterte Teresia, „Sie kommen nicht von hier, richtig?“

Teresia nickte und erklärte: „Ich bin für einige Tage in einer Pension untergekommen. Ich will den bekannten Lost Place in der Umgebung erkunden.“

„Lost Place?“, fragte die Frau und zog ihre struppigen Brauen hoch.

„Oh je, jetzt muss ich wieder erklären“, dachte Teresia.

Sie war es gewohnt, Menschen ihr ungewöhnliches Hobby begreiflich zu machen. Besonders ältere Semester konnten damit nicht viel anfangen. Deshalb versuchte sie, ein Gespräch darüber zu vermeiden. Bei der Indianer-Lady würde das wohl nicht funktionieren. Diese war ganz bei der Sache und schien neugierig.

Also begann Teresia zu erzählen. Zunächst etwas zögerlich und knapp. Dann aber kam sie in Fahrt, weil sie bemerkte, wie sehr ihr Gegenüber interessiert war. Sie fühlte wieder den Sog, der sie schon vor einer halben Stunde durch das Maisfeld gezogen hatte. Nun ließ er die Worte aus ihr heraussprudeln.

„Ich war vierzehn, als ich meinen ersten Lost Place entdeckte. Es war eine alte Spielzeugfabrik in meiner Heimatstadt. Gerüchten

zufolge sollte es dort spuken. Ich war derart fasziniert von dem Gedanken, dass es einen Ort gibt, an dem irgendwann vor langer Zeit das Leben tobte. Es gab 2000 Mitarbeiter vor Ausbruch des 2. Weltkrieges und sämtliche Spielzeugläden in vielen Städten in Deutschland und ganz Europa wurden von dieser Fabrik beliefert. Ich stellte mir die unendlich vielen Kinder von klein bis groß vor, die mit Teddys, Puppen, Eisenbahnen und Spielen aus der Fabrik eine glückliche Zeit verbrachten. Ich wollte wissen, was die einzelnen Arbeiter ausmachte, wie sie sich fühlten, wenn sie Bauklötze verpackten und kleine Autos montierten. Was mich wirklich bewog, in einer Nacht ganz allein diesen Ort aufzusuchen, war das Spukgerücht. Ich dachte damals, es könnte nur spuken, wenn etwas Unerlöstes oder Unglückliches geschehen war...

Teresia hielt kurz inne. So ergriff die Indianerin das Wort: „Sie waren nicht an der alten Fabrik interessiert, Kindchen. Es ging Ihnen um Menschen. Sie haben sich um andere gesorgt, sich für sie interessiert. Sie wollten heilen...”

Ein Schauer lief über Teresias Rücken, als sie die Worte hörte. Diese Frau war die erste in ihrem Leben, die glasklar begriff, worum es ihr ging. Niemand von ihren Freunden und noch weniger ihre eigene Familie verstand, was sie antrieb. Sie selbst hatte lange Zeit nicht begriffen, dass es sich nicht um Nervenkitzel des Verbotenen drehte, sondern um die Verbindung von Menschen. Jeder Lost Place erzeugte in ihr stets ein Gefühl der Nähe, das sie nur an einem solchen Ort hatte. Sie wollte etwas aufklären, klarstellen, wieder ganz machen.

„Vielleicht“, antwortet Teresia schlicht. Um schnell das Thema zu wechseln, schob sie hinterher: „Und Sie?“

Die Frau lachte laut auf und man konnte eine Reihe perlweißer Zähne erkennen. Teresia fragte sich augenblicklich, ob es sich dabei um eine Prothese oder echte Zähne handelte.

„Natürlich wollen Sie wissen, wer ich bin, Teresia. Ich darf Sie

doch so nennen, oder?“

„Nennen Sie mich Tess. So nennen mich alle.“

„Tess“, wiederholte die Frau und ließ den Namen scheinbar auf sich wirken.

„Ich vergesse manchmal, mich vorzustellen. Ich weiß, wer ich bin. Ein anderer, der mich zum ersten Mal trifft, weiß es nicht. Das entfällt mir oft.“

Während sie über sich selbst lachte, stutzte Tess über diese Aussage. Ob sie es mit einer dementen Person zu tun hatte? Das würde auch das Indianerkostüm erklären. Denn mit der schrägen Aussage, die an dem Verstand der Alten zweifeln ließ, wirkte auch das Folklorekleid nicht mehr wie ein etwas ausgefallenes Outfit. Es war plötzlich eher ein Karnevalskostüm.

Zeit zum darüber nachdenken blieb ihr nicht, denn die Frau sprach weiter: „Sie können mich Aponi nennen. Bevor Sie fragen: Das ist natürlich nicht mein Geburtsname. Meine Eltern nannten mich Anna und ich bin in das Haus der Blumenfelds hineingebo-
ren.“

Tess wunderte sich weiter über die Art, wie sich die Frau ausdrückte. Es schien fast so, als wäre die Anna Blumenfeld nur eine Rolle in einem Bühnenstück für sie.

„Aponi klingt schön“, sagte sie ehrlich bewundernd und fragte dann: „Wer hat Sie denn Aponi genannt?“

In diesem Augenblick zuckte ein greller Blitz vor den kleinen Fenstern des Salons. Gleich darauf donnerte es gewaltig. Tess erschreckte sich dermaßen, dass sie ihren Tee verschüttete. Aponi blieb erstaunlich gelassen. Vielleicht sah und hörte sie auch schlecht.

„Wenn das mal kein Zeichen ist!“, lachte Aponi und reichte Tess eine Pappbox mit Papiertüchern, die neben dem Sessel auf einem Mosaiktischchen stand. Tess nahm einige der dünnen Tücher und wischte die kleine Pfütze vom Tisch, auf den sie zuvor ihre Ellenbogen gestützt hatte.

„Das Wetter braut sein eigenes Süppchen. Wir werden hier noch eine ganze Weile zusammensitzen. Von meiner Namensgebung erzähle ich später. Jetzt konzentrieren wir uns ganz auf Sie. Teresia. Teresia Solveig. Tess. Was ist Ihre Mission?“, Aponi sprach mit fester klarer Stimme. Etwas in ihrem Gesicht hatte sich verändert. Ihre runzelige, braune Haut schien zu leuchten und brachte eine zeitlose Jugend hervor. Nein, Aponi war nicht dement und es war kein Zufall, dass Tess genau jetzt bei ihr gelandet war. Tess wusste das augenblicklich!

Es war wieder da, dieses Wissen, dieses übersinnliche Fühlen und Denken. Der Grund weshalb sie Dr. Hollenbach aufgesucht hatte. Sie wollte nur normal sein und alles dafür tun, um sich auch so zu benehmen. Sie dachte an die Tools, die sie gelernt hatte und die Hypnose: „10...9...8...7...6...5...“

Nein, sie wollte gar nicht aufwachen. Nicht jetzt! Aponi war hier und sie war ganz real. Sie war eine bemerkenswerte Frau, die ganz sicher viel erlebt hatte. Sie wollte sich jetzt ganz auf die Begegnung einlassen. Für die Zeit des Unwetters. Wenn das Unwetter vorbei war, konnte sie immer noch zählen...

2. Teresia Solveig – Tess

Tess war in einer norddeutschen Großstadt aufgewachsen. Schon in ihrer frühen Kindheit hatten die Eltern bemerkt, dass sie anders war.

Anders als ihre drei Geschwister.

Anders als die Kinder in der Tagesstätte und später in der Schule.

Anders als jeder Mensch, den Vater und Mutter im Laufe ihres Lebens kennengelernt hatten.

Ihnen war durchaus klar, dass sich alle Menschen unterscheiden und Charaktereigenschaften sowie Talente mitbringen. Doch die Andersartigkeit von Tess fiel in eine Kategorie, für die es keine Überschrift gab.

Ihre Mutter Kleo, eine hochintelligente Internistin, hatte einmal Scherzens halber gesagt, Tess sei wie ein wandelbares Rezept. Immer wenn man alle Zutaten erraten hätte und eine Ahnung vom Gericht bekäme, würde sie ihre Bestandteile wieder verändern.

Tess war und blieb Außenseiterin in der Welt. In ihrer Familie war sie eine Randfigur, obwohl ihre Marotten Tagesthema zu sein schienen. Es waren die flüchtigen Spiegelungen, die oberflächlichen Erscheinungen, die alle beschäftigten und gar nicht selten ein Schmunzeln, Lachen oder Kopfschütteln hervorbrachten. Die Wahrheit der Teresia blieb unter all dem versteckt und niemand konnte sie auch nur ansatzweise greifen. So fühlte sie sich unverstanden und völlig fehl am Platz.

Vater und Mutter, beide Ärzte, boten ihren vier Kindern den Luxus des gehobenen Mittelstandes - so bezeichneten sie in Gesellschaft bescheiden ihren Reichtum, der weit über Mittelschicht lag. Auch standen den Sprösslingen alle Freizeitaktivitäten und Hobbies offen, solange sie darin Fortschritte machten und im Allgemeinen anerkannt waren. Jedes einzelne der Solveig Kinder hatte eine exquisite Privatschule besucht und beachtliche Erfolge erzielt. Tess wurde mit ihrem hervorragenden Abi sogar Jahrgangsbeste.

Die Andersartigkeit von Tess lag nicht in schulischen Problemen. Sie konnte sich durchaus wie ein Chamäleon anpassen, auch wenn ihr das einen ungeheuren psychischen Druck abverlangte. Sie war überdurchschnittlich intelligent. Ihre emotionale Intelligenz sogar um ein Vielfaches höher.

„Du könntest Chirurgin werden. Gehirnchirurgin. Du hast doch das Zeug dazu. Verschwende nicht deine Talente“, jammerte Kleo oft ihre Tochter an. Das Gehirnchirurgen Thema war gegen Ende der Abschlussprüfung Tagesthema. Tess antwortete darauf nicht mehr. Sie konnte Menschen durchschauen, als lägen sie wie offene Bücher vor ihr auf dem Tisch. Sie sollte insgeheim den Traum der Mutter ausleben. Das zu erkennen, war nicht schwer. Es gehörte zu den üblichen Phänomenen von Eltern schlechthin.

Tess studierte stattdessen Geschichte und Archäologie. Wenn es um ihren eigenen Weg ging, machte sie schon als Kind keine Kompromisse. Das war eine der Eigenarten. Es wurde ihr zumindest als Eigenart ausgelegt: Von ihrer ersten Erzieherin, Grundschullehrerin, Musiklehrerin, Mutter, den Freunden.

Mit ihren achtundzwanzig Jahren wusste sie, dass genau das sie am Leben gehalten hatte. Die Hartnäckigkeit, sich nicht vom Weg abbringen zu lassen und kompromisslos das eigene Ziel zu verfolgen, war eine Stärke. Eine Stärke die nicht viele besaßen. Und die, die sie besaßen, hatten sie im Laufe von Jahren und Jahrzehnten mühsam erkämpft.

Tess wurde diese Stärke mit in die Wiege gelegt. Sie war ein Teil von ihr und präsent. Sie wusste, sie musste ihren Weg gehen. Dabei gab es ein Problem: Sie hatte bisher keine Ahnung, was genau der Weg war.

Jetzt stand die Frage der Indianer-Lady im Raum. Die Frage nach ihrer Mission. Es gab in Tess Leben nicht einen Menschen, der ihr so bis auf die Seele geblickt und ihr eine derart wichtige Frage gestellt hatte.

„Was ist Ihre Mission?“, erkundigte sich Aponi eindringlich. Eine Erkundigung die alles enthielt. Sie war wie ein Schlüssel. Der Schlüssel nach dem sie achtundzwanzig Jahre gesucht hatte. Ein Schlüssel in Wortform: „Mission“.

Sie war noch sehr jung, als sie zum ersten Mal begriff, dass ihre Gaben, die niemand verstand, zu einer größeren Aufgabe führen würden. In den letzten Jahren hatte sie es Berufung genannt und war auf die Suche gegangen. Die Begegnung mit Aponi sollte eine wichtige Zusammenkunft sein. Glasklar stand das Code-Wort „Mission“ vor ihrem inneren Auge. Gefühle, vermischt mit dumpfen Erinnerungen, durchdrangen ihr Bewusstsein. Sie konnte es nicht greifen. Die Antwort würde Tess dennoch bekommen. Heute. Bei Aponi.

Ein ungeahntes Glücksgefühl stieg in ihr auf und tiefer Frieden durchströmte sie. Sie lehnte sich auf der englischen Couch zurück und atmete lächelnd tief ein und wieder aus.

3. Von Geheimnissen und Missionen

Tess hatte nun ein wenig ihre Kindheit umrissen. Wer sie war, woher sie kam. Als sie gerade von ihrer Vorliebe für Geschichte und Archäologie erzählen wollte, unterbrach Aponi sie mit den erstaunlich hellsichtigen Worten: „Sie sind so wissbegierig, Herzchen. Sie gehen ganz in Ihrem Studium auf, wollen alles auf dieser Weltebene entdecken, erforschen. Sie wollen die Geheimnisse lüften.“

„Woher wissen Sie das? Ich wollte soeben davon erzählen“, Tess hob erstaunt ihre dunklen Augenbrauen.

Aponi lachte laut auf: „Nun, mir geht es da wie Ihnen. Ich habe die Gabe, die Dinge in ihrer Gesamtheit zu betrachten und fühle die Verbindung zu allem, was lebt. Sie sitzen vor mir, wie ein offenes Buch!“

„Aber...“, stammelte Tess.

„Das kennen Sie doch auch, Liebes! Oder haben Sie noch nie zuvor genau gewusst, was Ihre Mutter gerade denkt? Oder Ihr Therapeut?“, fragte Aponi forschend.

„Äh, ja, doch... Meinen Therapeuten habe ich noch gar nicht erwähnt“, flüsterte Tess zögerlich.

„Menschen wie wir können von der Gesellschaft, die tief schläft, nicht eingeordnet werden. Nicht ganz rund laufende Kinder wie Sie werden schon vorsichtshalber frühzeitig zu einem guten und teuren Therapeuten geschickt. Dort lernen sie, wie sie ihre mitgebrachten Gaben abtrainieren können, um stattdessen auf menschliche Art programmiert zu werden. Bei Ihnen hat das nicht funktioniert“, Aponi zwinkerte ihr zu.

„Nein, nicht wirklich. Ich war bei einigen zum Teil sehr bekannten Psychotherapeuten und Psychiatern. Immer auf Wunsch meiner Eltern. Na, eigentlich war meine Mutter die Ausschlaggebende. Sie findet bis heute, dass mit mir etwas nicht stimmt“, erklärte Tess.

„Sie gehen noch immer in die Therapie, nicht wahr? Freiwillig...“

„Nicht ganz freiwillig. Ich tue es für meine Eltern. Die sind dann